Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 10. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

Copyright 1932 by Albert Langen — Georg Müller-Verlag, G. m. b. H., München.

(13. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Jetzt fürchten Päsens wieder neues Unheil, denn sie schulden noch immer zweiundzwanzig Mark und fünfzig Pfennige für Miete und gelieferte Naturalien, und der Bauer hat ihnen schon eine neue Pfändung in Aussicht gestellt. Das Unglück ist, daß sie nun tatsächlich etwas Wertvolles im Hause haben, nämlich eine große zinkene Waschbalje, in der man auch baden kann — die wird nun wohl draufgehen . . .

Des Trompeters mitfühlendes Herz regt sich, es fällt ihm ein, daß er in den letzten Monaten seinen Lohn kaum angegriffen hat — er könnte eigentlich Mathilde helfen . . .

„Du", sagt er, „wegen der Waschbalje — also, die brauchst du doch nun bald wieder . . . Das geht doch nicht, daß der Gerichtsvollzieher die holt . . . Wenn du Geld brauchst — du kannst von mir was kriegen . . ."

Er atmet tief, ein wunderbares, ungewohntes Gefühl von Würde, von Reichtum, von Gutsein quillt in ihm auf, er muß fortblicken, um diesen grenzenlos staunenden Augen Mathildes auszuweichen.

Sie kann überhaupt nicht antworten, so überwältigt ist sie von diesem blütengleichen Aufbrechen seines Herzens . . . Ihr Busen zittert, sie schweigt, sie will es nicht annehmen, will nicht weniger Würde zeigen als er . . . Auch er schweigt — jetzt fürchten sie sich beide, es ist ein unsagbar fremder Boden, auf den sein kühner Edelmut sie beide plötzlich entführt hat. Sie zittern beide, als ob sie nackt wären . . .

In diesem Augenblick kommen zwei junge Männer zur Saaltür herein. Sie kichern, sie prusten, sie tuscheln sich etwas zu — es ist offenbar, daß sie eine höchst amüsierliche Heimlichkeit miteinander haben. Es sind die Gebrüder Brandt, die auf einem großen einsamen Heidehof unfern der Allee sitzen. Der Ältere ist der Besitzer, der jüngere der „Verwalter", bei Licht besehen freilich nichts als Knecht, denn er hat sich mit barem Gelde abfinden lassen und das hat er schleunigst verjubelt. Nun diente er besitzlos beim Bruder und hilft ihm wacker, den Hof zu vertrinken. Sie kommen zum Schanktisch, trinken und vergnügen sich weiter mit ihren getuschelten Geheimnissen.

Noch steht der Trompeter in tiefer Verlegenheit da — nun wird seine Gier gemach wieder geweckt beim Anblick dieser munter erneuten „Lagen" von Bier und Schnaps. Vielleicht — so denkt er mit seiner blitzschnell und verräterisch wiedergekehrten Bettlerpfiffigkeit — hat auch seine Großmut Mathildes Pflichtgefühl erschüttert . . .

„Ich möchte auch eine Lage haben . . .", sagt er laut.

Mathilde schüttelt den Kopf, die Brüder Brandt werden aufmerksam.

„Warum soll der keine Lage haben . . .?"

„Dem darf ich nichts verkaufen, hat der Bauer gesagt."

„Ist das nicht der Trompeter, der heute nachmittag auf dem Hofe geblasen hat . . .?"

Edmund hatte, wie oftmals am Sonntag, aus Langeweile und Gewohnheit das Lied der „Zuversicht" unter den Birken des Hofes ertönen lassen.

„So, so . . .", sagt der Verwalter, „aber wenn nun mein Bruder sich eine Lage kauft oder zwei und der Trompeter trinkt sie da hinten in der Ecke aus — he, darf er das vielleicht auch nicht . . .?"

„Da kann ich nichts gegen machen, wenn Sie was kaufen . . ."

„Gut, der Trompeter kriegt eine große Lage und eine Zigarre zu zwanzig. Aber, paß auf, Trompeter, du mußt dafür blasen — willst du das?"

Edmund will.

„Ich sage dir auch, wo du blasen sollst, ich führe dich hin."

Edmund trinkt seine Lage aus, er verläßt mit den Brüdern Brandt den Saal und holt geschwind seine Trompete. Die Brüder führen ihn auf den hinteren Hof, vor den verfallenen Schafstall. Es ist schon dämmerig, und aus der Höhle des Stalles dringt kühles, tiefes Dunkel . . .

„Paß auf . . .", flüstert der Verwalter, „sei ganz leise, ich will dir was sagen: da hinten ist ein Pärchen drin, dem sollst du was aufspielen, daß sie sich ein bißchen verjagen . . . Das ist ein kleiner Jux — willst du das tun . . .? Du darfst aber dann nicht gleich weglaufen, du mußt noch ein bißchen bleiben und dann noch einmal blasen . . . Du kriegst auch nachher noch eine große Lage, oder zwei, wenn du Durst hast."

Der Trompeter nickt, er schleicht in den dunklen Stall, erhebt die Trompete und schmettert das Lied seines Ahnen zur löcherigen Decke empor. Nichts rührt sich im Stall, nur die Ratten poltern über die Balken. Er wartet, getreu seiner Verpflichtung, und bläst noch einmal, langsam und gewissenhaft . . . Noch ist er nicht ganz fertig damit, als er plötzlich einen Fußtritt in sein Hinterteil bekommt, daß er zur Seite taumelt. Er saust mit dem Kopf gegen einen Balken, stürzt wütend ins Dunkel zurück, aus dem der Fußtritt kam. Er erhascht einen Ärmel, der sich ihm entreißen will, aber seine Wut packt fest — schon hat er den Mann halbwegs umarmt, der will ihn fortstoßen, aber der Trompeter läßt sich nicht abschütteln. Sie ringen schweigend, manchmal nur stöhnen sie beide in Qual und Wut . . . Jetzt liegt der Trompeter unten, der andere ist stärker, ist schwerer als der Alte. Die Knie des Unbekannten wuchten auf Edmunds Brust, und nun sausen auch schon die Faustschläge in sein Gesicht, auf die Stirn, die Augen, das Kinn . . . Er schreit laut, er brüllt den Jammer seines verlorenen Lebens heraus, er ist geschlagen, gebrochen . . .

Aber der Mann schlägt immer noch weiter und jetzt würgt er den Alten, und der beginnt zu röcheln, zu grunzen auf eine gefährliche Art.

Und dieses gräßliche Röcheln holt Hilfe für den also Bedrohten aus dem tiefsten Dunkel des Stalles herbei. Etwas kreischt auf dahinten, huscht herbei und ruft:

„Fer'nand . . . laß los . . . Willst du dich denn wegen dem alten Strolch ins Kittchen bringen . . .?"

O — das ist Ernas Stimme und sie hat Angst, daß Cordes Ferdinand sich ins Gefängnis hinein mordet . . . Und Ferdinand läßt los, er gibt dem Trompeter einen Fußtritt und steht auf.

„Hast recht", sagt er, noch brummen wegen dem Stromer . . . Das fehlte noch . . ."

Er verpustet sich und klopft den Dreck von seinen Kleidern.

„Geh weg, du Hund", sagt er noch einmal zum Trompeter, „pack deine Lumpen, marsch auf die Landstraße, wo du hingehörst! Daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst!"

Dann geht er hinaus. Das Mädchen wartet noch eine Weile, dann huscht auch sie hinaus. Um den alten Mann kümmert sie sich nicht weiter.

Der liegt noch eine Zeitlang auf der feuchten, hartgetretenen Erde des Stalles, stöhnt leise und grunzt . . . Oh . . . oh . . . Endlich erhebt er sich und torkelt in die Nacht.

In der ersten Dunkelheit erhielt Vollmoors Frau den Besuch eines Mannes. Sie hatte ihn nicht erwartet — nein, den nicht!

Es kam ein Mann in ihr Haus geschlichen, ein geschlagener Mann. Er hatte zerzauste Haare und einen zerrissenen Papierkragen, und das Blut lief ihm in feinen Rinnsalen aus der Nase. Er grüßte nicht, er stierte vor sich hin, und die Mutter schrie:

„Bist du betrunken, Mensch . . .?"

Er war nicht betrunken, es dauerte eine Weile, ehe er erzählen konnte, was ihm geschehen war. Sie schwieg, als er seine Geschichte beendet hatte, sie nickte leicht mit dem Kopf und endlich sagte sie:

„Das sollte wohl so kommen — mit einer leichtfertigen Magd gibt er sich ab und einen ehrlichen alten Knecht schlägt er halb zu Tode . . . Du mußt es vergessen, Edmund, du mußt ihm vergeben."

Aber er wollte nichts von Vergeben wissen, er murmelte etwas von „Einträuken" und von einem „Denkzettel", und die Witwe hörte aufmerksam zu und schwieg wieder eine lange Weile.

„Das sind schlechte Reden", sagte sie dann, „du wirst doch einen Menschen nicht unglücklich machen und dich selber dazu. Laß dich warnen, Edmund. Ich weiß, wozu einer in der Wut imstande ist. Hennecken Gustav hat vor langen Jahren einen Knecht gehabt, den hat er geschlagen, und der Knecht ist hernach hingegangen und hat ihm das Heu oben auf der Däle angesteckt, es war im September und der Boden war voll. Das ganze Haus und alle Ställe sind verbrannt . . . Das war schlimm für den, der es getan hat."

Er hörte gierig zu.

„Ist das herausgekommen, Mutter?"

Sie sah ihn forschend an, wiegte schier wehmütig den Kopf und sagte:

„Herausgekommen . . .? Nein, das ist nicht herausgekommen. So etwas kommt ja leider meistens nicht heraus."

„Warum war es denn so schlimm für den Knecht?"

„Weil er sein Lebelang mit einer Schuld auf dem Gewissen herumlaufen mußte. Das war schlimm genug."

Er lachte höhnisch auf:

„Das wird sich noch tragen lassen . . ."

„Du", sagte sie ernst, „rede nicht so. Ich habe Angst für dich. Ich habe Angst, daß du auf falsche Gedanken kommst. Der Boden liegt voll Heu und ein Zündholz ist leicht beschafft und kein Mensch ist auf der Däle und sie sind alle im Saal. Und er hat seine Ernte nicht versichert, weil er so klug ist . . . Um Himmelswillen —die Versuchung ist groß, und du nimmst es so leicht mit der Schuld auf dem Gewissen . . . Ich warne dich."

Er stand auf.

„Gib mir einen Schnaps, Mutter . . ." bat er mit ruhiger Stimme.

„Ich gebe dir keinen Schnaps, bewahre tue ich das . . . Da kommst du womöglich noch eher dazu und steckst ihm die Bude über dem Kopfe an, wo das Heu so trocken ist, und du sagst dir, es kommt ja doch nicht heraus . . . Es steckt so mancher sein eigenes Haus an und kriegt die Versicherungssumme und es kommt nicht heraus. Es steckt so mancher seinem Nachbarn das Haus an, bloß wegen einem bösen Wort, und es kommt nicht heraus . . . Warum soll ich nicht einem bösen Menschen, der mich halbtot geschlagen hat, ein bißchen einheizen — das sagst du dir womöglich erst recht, wenn ich dir Schnaps gebe . . . Ich warne dich."

Hierauf schwiegen sie beide lange. Endlich sagte er:

„Mutter — nicht wahr, ich darf dann wiederkommen zu dir, er hat mir ja doch die Türe gewiesen . . ."

„Wiederkommen . . .? Es geht auf den Winter, und ich habe nichts rechtes zu tun. Die Zeiten sind auch so schwer, daß ich bald die Steuern nicht aufbringen kann. Ich muß wohl einen Knecht entlassen — ich kann nicht daran denken, einen Knecht einzustellen. Es geht nicht, Edmund."

Er starrte sie voller Entsetzen an — etwas, das bis dahin noch fest gewesen war in seinem Herzen, geriet ins Wanken. Sein Kinn begann wieder zu wackeln.

„So . . . das geht nicht . . .? Wo soll ich denn hin . . .?"

Sie zuckte die Achseln, und er sah ihre Augen, die vorsichtig und kurz über ihn hinglitten — da wußte er, daß sie ihn nie wieder aufnehmen würde.

„Wohin . . .? Es gibt wohl noch manche Dienste, Edmund."

„Auf der Landstraße — he . . .?" Er lachte wieder, daß sie fortblicken mußte. „Aber die Dienste mag ich nicht mehr nehmen . . ."

Sie blickte immer noch fort und so hörte sie nur, wie er dann schließlich ging, seine Schritte stapften schwer, sie hörte ihn noch mehrmals zögern auf den Fliesen des Flurs, als ob er darauf wartete, daß sie ihn zurückrufen möchte. Aber sie rief ihn nicht zurück. Endlich hörte sie seine Schritte auf der langen Däle ferner und ferner werden . . . Nun war er fort.

Er ging in seine Kammer in Cordes Hause und wühlte in seinen Sachen herum. Das Geld, das er im Bettstroh verwahrt hatte, nahm er an sich, als er hinunterging. Er lugte zur Saaltür hinein — da sah er hinter dem Tresen den frechen Hund stehen und Bier ausschenken. Die Leute aus dem Dorfe waren bei kleinem wiedergekommen, Päsen Mathilde schleppte Biergläser an die Tische im Saal. Als sie in der Nähe der Tür vorbeikam, rief er sie herbei; sie trat heran und schrie:

„Herr Jesus — wie siehst du aus . . .! Aber Bier kann ich dir nicht geben, ich darf es nicht . . ."

„Du brauchst mir nichts zu geben, Päsen Mathilde, ich will dir was geben, hier . . ." Er drückte ihr sein Geld in die Hand, ein paar Scheine, Silberstücke und sogar auch etwas Kupfer: es war alles, was er hatte. Sie sagte:

„Oh Gott bewahre — von dir . . .", und wieder blickte sie ihn so entsetzt an.

„Von mir, jawohl von mir sollst du das haben. Da hat es doch wenigstens einen Zweck gehabt, daß ich es nicht versoffen habe."

Sie stand da und war blutrot im Gesicht geworden, er wich zurück, sie wurde laut vom Tresen her gerufen, sie mußte fortlaufen und das Geld mußte sie mitnehmen.

Er ging wieder hinauf in seine Kammer und saß wohl eine Stunde lang auf dem Bettrand, reglos. Die Bilder seines Lebens zogen an ihm vorüber und er ertrug sie mit einer toten, ohnmächtigen Qual, die schlimmer war als alles, was er je erduldet hatte. Dann sah er sich selbst noch ein Mal an, ein kleines Lichtbild hatte sich durch alle diese wüsten Jahrzehnte bis in diese letzten Tage hineingerettet. Er stand darauf in einem Matrosenanzug, zehnjährig, fröhlich und reinen Herzens. In der Hand hielt er ein kleines Schiff mit stolzen Masten und lustig geblähten Segeln. Er stöhnte dumpf, als er das sah, das Bild englitt seinen Händen . . . Vor seinen Augen stieg der Hafen auf, in dem sein Schifflein endlich noch eingelaufen war, die Mutter, die ihn nun wieder hinausgewiesen hatte aufs Meer der Heimatlosigkeit, dem seine Jahre nicht mehr standhalten konnten, ins Nichts, in die Verzweiflung . . .

Er stand auf, er hielt es nicht mehr aus — zurückzublicken war eine heillose Qual, nach vorn zu blicken war die Hölle hoffnungsloser Wege, die er nicht gehen wollte . . . Da war nur das Jetzt, die Stunde, die ihm einen gangbaren Weg bot. Er starb schon, als er das dachte, er würgte den bitteren Tod schon hinunter.

Ein kleines Vergnügen winkte ihm noch und er nahm es wahr.

Das Heu war trocken und er zündete es an drei verschiedenen Stellen an. Es brannte prächtig, der Dachstuhl nahm gierig die Flammen auf, der Kornspeicher hielt es nicht anders — mit Roggen läßt sich wohl heizen, wenn man nur tüchtig Glut anlegt . . . Das mürbe Fachwerk des Wohnhauses tat mit, der Viehstall brannte munter und das Brüllen der Tiere hörte erst niemand, weil alle sich im Saale lauschend und spähend zusammengedrängt hatten. Dort nämlich ward gerade das Theaterstück „Die Versöhnung am Grabe" aufgeführt.

Als Cordes Vater in seinem Lehnstuhl den Qualm roch und sich hinausschleppte, sah er die Flammen schon hoch über das Dach in den Himmel lecken . . . Tumult und Lärm und Gelaufe, die Feuerwehrleute stürmen hinaus, das Horn gellt durch die Straßen, und nun beginnt auch das Glöckchen vom Turm der Schule zu wimmern. Andreas Zerries läutet Sturm, er selbst hängt am Strang wie eine riesige Birne und schaukelt hin und wider, und die seidenen Quasten an seinem Schlafrock baumeln gar heftig . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Messingring.

Skizze von **Elsa Maria Bud.**

Sie ist für den zartesten Pinsel geschaffen, den Menschenhand führt, diese kleine Geschichte. Japanische Maler, die den Hauch eines anbrechenden Morgens malen können, den feinen Regen über Frühlingsgärten, sie würden das Schmetterlingsgewand dieser traumhaften Liebe nicht enthüllen, die so ganz von der feinsten Kraft getragen wurde — der weltumschaffenden Kraft der Menschenseele.

Käte, damals acht Jahre alt, war zum Empfang mit einem Wiesenstrauß ausgezogen. Vom bestandenen Doktorexamen kehrte der große Bruder heim und brachte den Studienfreund mit.

„Unser Nachkömmling!" stellte der junge Arzt vor. Er küßte sie lachend. Rudolf nannte seinen Namen, tief heruntergebeugt, und die feste Kinderhand ergriff er zart. Käte hielt sich starr nach oben gerichtet, etwas Wind wehte die Stirn frei, die Augen schienen sonnengeblendet. Sie prüften. Senkten sich dann mit langen Wimperschatten, verlegen drehte der kleine Fuß im Sande. Sie sagte „ja" und „nein" zu vielen Fragen des Bruders. Sie fragte selbst nur einmal: „Hast du's schwer gehabt im Examen?"

Überraschend tief war die Stimme, überraschender war das Leuchten der Augen . . .

„Ich kenne unsere Käte nicht wieder. Sie schweigt ja!" neckte der Bruder bei der abendlichen kleinen Empfangsfeier. Er saß zwischen seinen Eltern; der Vater hatte würdig, mit einem Schelm im Nacken, dem ersten Doktor im Hause der „bewußten Bauern" einen Trinkspruch gewidmet. Wein aus eigener Kelter färbte die Stunde mit goldenem Hauch.

Käte, die neben dem Freunde saß, im hellblauen Kleidchen, spürte ein erregtes Frieren. Der Vater sah sie lange an. Was sah er?

Sie nippte vom Wein; alles war golden um sie her, schön und schwebend. Die Stimme Rudolfs hatte eine Melodie — sie wußte nicht, wann sie die gehört. Er unterhielt sich mit der Mutter von Zukunftsplänen, und er behielt den ernsthaften Ton bei, auch wenn er mit ihr sprach. Er wolle um die Welt fahren, hatte er berichtet. Es fehlten nur noch die letzten Zusagen der Reederei, die ihn als Schiffsarzt nehmen könne.

„Kommen Sie wieder?" fragte das Mädchen. In seiner Stimme war ein leises Zittern.

„Später gewiß. Dann werde ich eine Praxis anfangen", antwortete er, der Fragerin auf die samtenen Bürstchen der Wimpern blickend. — —

Tage tiefer, wohliger Ruhe unter Obstbäumen kamen. Die Freunde lagen im Gras. Manchmal gesellte sich Käte zu ihnen. Schweigend, einen Grashalm zwischen atmenden Lippen. Rudolf wurde von der gespannten Kraft des Kindes angezogen; öfter besuchte er es beim Spiel und tat mit, immer stärker empfand er den Bann dieser Frühreife.

Eines Mittags geschah es, daß ihn zwei Spielgefährtinnen vom Gut mit allen Zeichen der Heimlichkeit aus dem Zimmer holten. Sie führten ihn durch die Junistille zum leeren Gartenhaus. Käte stand da mit einem Kranz Wiesenblumen im Haar. Sie nickte ihm zu, als wisse er ihre Absicht.

„Wir machen Hochzeit. Willst du jetzt?"

„Einverstanden, Käte!" Rudolf lachte leise, verneigte sich.

„Ist das Ernst?"

„Wenn es dir Ernst ist, Käte?"

Die Gefährtinnen stellten sich auf. Käte befahl, was sie zu tun hatten; dann forderte sie den jungen Arzt auf, ihr die Hand zu geben. Das zum Pfarrer ernannte Kind nahm zwei Messingringe aus einem Kramkasten. Einer saß an Rudolfs kleinem Finger.

„Sag!" befahl Käte mit dem Gardinenring am Händchen.

„Ich tue euch zusammen!" lispelte die Kleine verschämt.

„Was singen!" schlug die Zweite vor. Aber es fiel ihnen allen zusammen nichts Rechtes ein. Das seltsame Spiel blieb gleichsam in der Luft hängen. Rudolf schlug noch einen Hochzeitsmarsch durch den Garten vor. Da stelzte er, ein langer Mensch, neben der kindlichen Braut und brummte Takte aus dem „Sommernachtstraum".

Am Abend sah der Vater — alles sah er! — das Ringchen an Kätes Hand. „Was hat sie da wieder ausgeheckt?" Er wandte sich, als wüßte er um den Zusammenhang, an den Gast des Hauses.

„Es ist ein Pfand!" erwiderte Rudolf. — —

Sie sprachen nicht mehr davon. Die Ringe verschwanden. Als Rudolf seinen Antrittstag erfuhr, ging er zuerst zu Käte, es zu berichten. Sie las in einem Märchenbuch, hatte die Augen voll Traum und Trauer.

Ihr lieblicher Umriß, die Hand, die leise am Rand des Buches bebte, blieben in seinem Gedächtnis. Er fuhr mit einem Südsee-Schiff. An der Afrikaküste erreichte sie die Nachricht vom Kriegsausbruch. Später wurden sie gekapptt; Rudolfs Fahrt endete zuletzt im Gefangenenlager der Insel Man.

Wer weiß, wann im Kinde das Kindliche endet, ob nicht ganz früh, im ersten erwachenden Bewußtsein, schon die Eigenart des Geschlechts miterwacht?

Kätes Kinderleben wurde ernst. Der Bruder fiel. Sie hörten einmal vom Schicksal Rudolfs. Dann blieben die Nachrichten aus. Jahre rannen wie Tränen, Jahre kamen wie Sandsturm, der alles begraben wollte.

Zehn Jahre waren vergangen. Der Vater sah an, was geblieben war. Die Erde ruhte sanft, bereit zu blühen und Frucht zu tragen, unter seinem Blick. Das Haus stand. Des Hauses einziges Kind war erwachsen, war ein schönes, ein verschlossenes Instrument. Nur manchmal wollten die Saiten darin von selbst singen. Wenn der Vater Käte fand, in einer Mußestunde unter Bäumen hingestreckt, einen Grashalm im Munde, dann hörte er, wie sie irgend einem Traum ein Liedchen sang.

Junge Männer traten an sie heran; sie erfühlten die Unnahbarkeit der Seele und zogen sich wieder zurück. Die Mutter sprach in einer unzufriedenen Stunde den Wunsch aus, daß man das Leben sich runden sehen möchte und die Tochter einen Mann wähle. Käte schickte den Blick in die Ferne, sie war bleich.

„Ich habe schon einen Mann, Mutter!" sagte sie tief.

Es war wie ein Wetterschlag, hinter dem alles schweigen mußte. Erst der Vater erschloß das Rätsel; ohnehin hatte er das unsichtbare Geschehnis immer empfunden, immer mit einem geheimen Schauder die ewige Verknüpfung zu jenem Besuche geahnt. Wenn der Mann nicht mehr lebte? So mancher lebte nicht mehr. Er begann Nachforschungen.

Rudolf war dem Lager entflohen, in seiner Heimatstadt nicht mehr gemeldet. Ein Verschollener des großen Heeres.

Nun sickerte das Ergebnis grammweise durch die Worte der Mutter, bis es sein ganzes Gewicht auf Kätes Herz gestemmt hielt — und preßte, preßte!

Nichts zerbrach an ihr; die Last nahm sie mit einem Höherheben des Kopfes. Sie hatte die blindglaubende Gewißheit: geknüpft an ein armseliges Messingringlein, werde der Träger des anderen Symbols zu ihr finden! Sonst — sonst hätte sie die Trennung gespürt! Dies Erspürenkönnen mit dem feinsten Gerät dieser Welt, der Seele, hatte sie in der Stille als ihre Gabe erkannt.

Und doch wäre sie um keinen Preis dem Geschick entgangen! Es gab ein tiefes Wissen, sie habe zu warten! Rein war ihr Gemüt; ihr Tag gleichbedeutend mit kräftiger Arbeit, die Abende brachten ein frauenhaftes Hinträumen über so sehr geliebten Büchern.

Zwanzig Jahre war sie und es wurde Herbst ums Gut. Der Vater kehrte von Verkäufen aus der Stadt zurück, saß am Tische wie ein alter fröhlicher Gott und sagte zu Käte einfach: „Er ist da."

Sie erglühte. „O ja, Vater", antwortete sie nur.

„Er stieg dort im Gasthof ab. Morgen will er dich besuchen, meine vielwissende Tochter."

Er beugte sich zu ihrem Ohr: „Er fragte mich noch einem Messingring — ob du ihn noch hättest, Käte!"

„Du weißt es ja, Vater", war ihre innige Antwort.

Kartoffeln in der Fremde.

Skizze von **Joant Pacher.**

Hochbeladen mit Orangen kamen die Schlepper von den kleinen dalmatinischen Inseln nach Triest. In weitbauchigen Körben wurden die Früchte über den schwankenden Steg an Land getragen.

Die Fachinos zeterten, wenn ein schneller halbwüchsiger Junge mit schnellem Griff und Sprung sich eines dieser köstlichen Wunder stahl, um irgendwo in einem versteckten Winkel seinen braunen Daumen ins saftige Fleisch zu bohren und genießerisch den kühlen, blutroten Trank zu schlürfen . . .

Kräne knirschten, Ankerketten schlitterten dort an Bordwänden hoch, rasselten von einem anderen Deck wieder in die Tiefe; Zu- und Antwortrufe gellten kommandierend hin und zurück, und von Schiff zu Land war es trotz der scheinbaren Unordnung immer wieder nur der gleiche Kreis von Menschen, die ineinandergreifend das Ein- und Ausladen besorgten. Um so mehr fiel daher der junge, blonde Mensch auf, der so regungslos zwischen zwei Orangenschiffen stand, nichts um sich herum beachtete, und, irgend etwas suchend, ins Wasser starrte.

Es hatte aber niemand Zeit, sich näher um ihn zu kümmern; zudem sah auch der Deutsche so aus, als käme ihm jedes Wort ungelegen: denn wenn er ab und zu den Kopf hob, blieben seine Augen verschleiert und wie in sich gerichtet. Vielleicht, wenn einer neben ihm gestanden und ihm ins müde Flackerlicht der Augen gesehen hätte, den wütenden Hunger, der in ihnen brannte . . . So aber kümmerte sich niemand um Klaus Peter, den armen, verflogenen Wandervogel aus einem verträumten süddeutschen Städtchen.

Vor einem Monat war Klaus Peter losgezogen, um, wie er lächelnd verkündete, „mal loszukommen vom alltäglichen Kartoffelbrei und auch einmal mit der goldenen Sonne im blauen Meer zu baden.

Und nun stand er zwischen zwei Schiffen, hatte so viel Meer vor sich, daß die Augen es gar nicht fassen konnten, und wie eine Riesenkugel aus Gold lag die Sonne im blauen Wassermärchen!

Aber Klaus Peter sah nichts von alledem. Da, wo der Schatten des Schiffes auf die leicht bewegte Wellenfläche fiel, war das Wasser grau und stumpf. Angefaulte, von Bord geworfene Orangen schwammen quallig aufgedunsen neben Papierfetzen und anderem Unrat, den der Wind ins Meer getrieben haben mochte. Seine hungrigen Augen folgten einer großen, schönen Frucht, die ziellos in den kleinen Wellentälern auf und ab tänzelte. Seine Hände griffen nach ihr, die weit und unerreichbar blieb . . .

Sein durstiger Mund flüsterte sehnsüchtig: „Komm, komm! Ich hab' ja so Hunger!"

Langsam neigte sich sein Körper nach vorn, genau so, als ob er der davonschwimmenden Orange nachgehen wollte, aber einem der Fachinos fiel die schwankende Bewegung auf, und da er Klaus für einen Betrunkenen hielt, warf er übermütig eine pralle Frucht ihm an den Kopf.

Klaus fühlte den jähen Schlag, sah die abprallende Orange ins Wasser fallen und drehte sich wortlos um. Das eigene Meer der Bitterkeit dünkte ihm nun viel größer als das andere, auf dem die Schiffe schwammen. Tiefe Schwäche befiel ihn.

Und so entsetzlich schwer wurde es ihm, den rasenden Autos, eilenden Menschen und Fuhrwerken auszuweichen. Die Schuhe schienen auf dem weichen Asphalt zu kleben und die Füße wie mit Blei ausgegossen, an jedem Schritte trug er schwer. Eben streifte er wieder in seiner Müdigkeit einen Fuhrwagen mit knollig aufgeplusterten Säcken.

Zufällig hielt das Gefährt im gleichen Augenblick mit jähem Ruck, ein schlechtverstauter Sack kam ins Rutschen und fiel aus dem Wagen. Eine Naht des Sackes platzte, so daß die Kartoffeln in weitem Umkreis herumkugelten.

Das gab Klaus Peter einen Stich ins Herz. Alle Müdigkeit war verflogen. Andächtig hob er jede Knolle auf, wischte sie sorgfältig am Ärmel seines zerschlissenen Rockes ab und legte sie in den Wagen, als ob er kleine Kinder in eine Wiege legte. Klaus Peters Augen standen voll Tränen.

„Kartoffelbrei!" — Zaghaft nahm er vor dem erstaunten Fuhrmann die letzte in die Hand, streichelte sie wie einen kleinen, jungen Vogel, der aus der Heimat nachgeflattert kam, und flüsterte mit blassen Lippen: „Sag's nicht der Mutter!" —

Klaus Peter pflanzt in seinem Blumenbrette vor dem Fenster immer auch eine Kartoffel. Die Nachbarn lachen. Ich kann es nicht, weil ich seine Geschichte kenne.

Lustige Ecke

Wettervorhersage. Batt ist sehr vorsichtig. Er will einen Wochenendausflug machen. Fragt den Meteorologen nach dem Wetter für morgen.

„Morgen ist Platzregen zu erwarten."

„Auf welchem Platz bitte?" will Batt wissen.

Hausfrauen. Die Mutter wollte ihr Mädchen als Hausmädchen unterbringen. — „Sie braucht die ersten Monate auch keinen Lohn."

Die Hausfrau schüttelte den Kopf: „Das geht nicht." — „Warum nicht?" — „Wovon soll ich ich denn das abziehen, was sie zerbricht?"

Statistik. Ein Schulze leistete sich eine nette Untat. Bei der statistischen Erhebung füllte er alle Spalten des Fragebogens genau und sorgfältig aus, als da waren: Seelenzahl, Feuerstellen, Viehbestand usw. Nur eine Frage scheint er mißverstanden zu haben. Denn in der, wohl im Interesse der Landesbrandkasse eingefügten Spalte, die die Zahl der „Aschlöcher" zu wissen verlangte, hatte der gewissenhafte Mann zuerst ein Fragezeichen gemacht, hatte aber dann, — wahrscheinlich nach längerem Nachdenken — darunter geschrieben: „Siehe Seelenzahl".

Der Soldat mit dem Spazierstock. In Flandern, Winter 1917. Es war scheußlich naß und die meisten Soldaten hatten sich daran gewöhnt, um auf dem glitschigen Lehmboden besser vorwärtszukommen, einen Spazierstock mitzuführen. Diese Spazierstöcke sah aber unser Kommandeur, Herr Oberstleutnant v. Puttkammer, nur sehr ungern. Eines Tages traf „Puttchen" im Laufgraben einen Kriegsleutnant, der sich mittels eines solchen Spazierknüppels mühselig von Pfütze zu Pfütze durchpirschte. „Puttchen nahm Ärgernis und stellte den Jüngling. „Haben Sie schon einmal einen guten Soldaten gesehen, der einen Spazierstock trug?" schnarrte er ihn sehr wenig wohlwollend an. „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant, Friedrich den Großen!" kams zurück. Seitdem hat sich „Puttchen" nicht mehr um die Spazierstöcke seiner Leutnants gekümmert.

Das Taschentuch. 1917 in Lille. Kaiserparade. Die Truppe mußte recht lange auf das Erscheinen des allerhöchsten Herrn warten. Die Bataillone standen im „Rührt Euch" und warteten. Vor der Front standen die Offiziere und unterhielten sich. Ein Mann, der in der Front stand, schnaufte fortwährend mit der Nase. Das ärgerte unseren Major. Der wandte sich nach dem Manne um und fragte: „Zum Donnerwetter Haben Sie kein Taschentuch?" „'s ist dreck'ch, Herr Major! Ich mechd's Ihnen liewer nich borjen!" kam die überraschende Antwort.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.